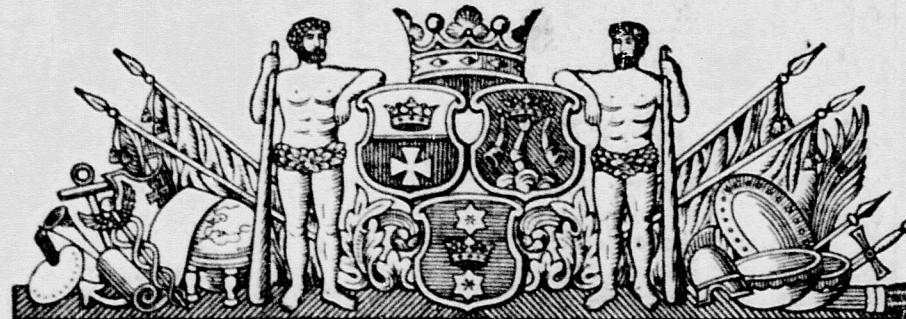


Königsberger Hartungsche Zeitung.

Die "Königsberger Hartungsche Zeitung" erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenaußgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Bestellgeld). Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartungschen Druckerei (weiland Neuzner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbüros hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einpolige Zeitzeile oder deren Raum 20 Pf., für Inserten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pf. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pf.) Reklamen 75 Pf. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pf. Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Zur Beachtung

für unsere Abonnenten!

Im Interesse pünktlicher Zustellung ersuchen wir, das Abonnement der

"Königsberger Hartungschen Zeitung"
bei den Postanstalten, unserer Hauptexpedition, den Filialen und Ausgabestellen rechtzeitig zu erneuern.

Die **Hartungsche Zeitung** erscheint zweimal täglich. Der Abonnementspreis beträgt:

In der Stadt:

Bei Abholung: Durch die Trägerinnen:
pro Nov.-Dez. . . 2.— Mt. pro Nov.-Dez. . . 2,40 Mt.
pro November . . . 1.— Mt. pro November . . . 1,20 Mt.

Durch die Post:

pro November-Dezember 2,50 Mt.
pro November . . . 1,25 Mt.

Das Bestellgeld kostet pro Monat 24 Pf. extra.
Probenummern kostenfrei!

Mitte November erhalten unsere Abonnenten den reich illustrierten

= Kalender für 1914 =
gratis zugestellt.

Expedition der „Hartungschen Zeitung“.

Dreibundmündigkeit in Österreich?

Das Organ der deutschen Reichsregierung hat mit Genugtuung festgestellt, daß die jüngste Anweisung Kaiser Wilhelms an österreichischem Boden in der Presse des verbündeten Reiches lebhafte Auseinandersetzungen für das zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn bestehende Treueverhältnis und für den während der Balkanwirren neu

Aller Regeln, die man den Studierenden vorschreiben könnte, fassen sich in der einen zusammen: Vorne nur, um selbst zu schaffen. Nur durch dieses göttliche Vermögen der Produktion ist man wahrer Mensch, ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine.

Fr. W. v. Schelling.

Auf dem Atlantischen Ozean.

Von Dr. Müller-Nastatt.

(Nachdruck verboten.)

Wir liegen behaglich in unseren Deckstühlen und träumen. Läßt gehen unsere Augen über den Atlantischen Ozean. Seine Fluten tragen uns nun schon den dritten Tag. Ebensso lange schon zeigt uns der Himmel, der auf den Kanal recht zweifelhaft hinniedergeschlagen, ein ausnehmend freundliches Gesicht. Die Sonne lächelt aus einem kleinen, ganz feinen silbernen Geist aus, wie eine lockte Schönheit aus ihrem Schleier. Das Meer atmet leise, wie gestreichelt von diesem Lächeln. Über die gläsernen Fluten läuft der Schaum wie ein weimoriges Geflecht weißen Hermelins. Dazwischen das Goldnetz der Lichtreflexe, das auf- und niederanzieht. Mitten hindurch die lange Schaumkette unseres Dampfers, der mit einer Geschwindigkeit von sechzehn Knoten südwärts steuert. Über die Schaumkette hin wehen von seinem Heck die deutschen Farben. An seinem hinteren Mast flattert die Kontorflagge des Norddeutschen Lloyd: Anter und Bremer Schlüssel gekreuzt in weißem Feld. Über dem Wogenkranz, der unter einem vorwärtsdrängenden Bug aufgischelt, zeigt er in großen Goldbuchstaben den Namen: „Bülow“. Der „Bülow“ geht unter seinem Kapitän Nährath nach Yokohama. Und wir haben ihn in Hamburg bestiegen, um — in die Schweiz zu fahren.

Der übliche Reiseweg in die Schweiz ist es ja gerade nicht, den wir gewählt haben. Aber wenn man ein Dutzend Mal den üblichen Reiseweg gefahren ist, dann sieht man sich nach Abwechslung. Man begrüßt den Gedanken, einmal statt mit der Eisenbahn mit dem Schiff den geliebten Bergen entgegen zu ziehen. Und man empfindet es als Wohltat, auf seiner Reise statt Bebra, Frankfurt, Basel einmal Antwerpen, Gibraltar, Algier, Genua zu passieren. Zudem vierzehn Tage Seefahrt: was Besseres gäbe es für die mitgenommenen Reven des modernen Großstadters? Und wieviel frischer und flotter kann man sich nach solcher Ruhepause ans Bergfratzeln machen.

Mit solchen Gedanken haben wir den „Bülow“ bestiegen und hausen auf ihm schon den neunten Tag. Über die Nordsee hat er uns noch Antwerpen getragen. Dort lag er ein paar Tage, um Ladung nach Ostasien einzunehmen. Was kann ein Schiff von 8900 Tons alles in seinem Riesenleib bergen! Wieviel Ballen, Kisten, Fässer, wieviel edleres Gestänge, wieviel Maschinen werden aus den Schuppen des Kais herausgebracht, von den Winden übergeschwungen und im Laderaum verstaut! Ein paar Stunden lang haben wir zuschauen. Dann sind wir auf Entdeckungsfahrt aufgezogen.

bewährten Dreibund hervorgerufen hat. Mit dem warmen Dank für diese sympathischen Anerkennungen, den das offizielle Blatt unseres Bundesgenossen auspricht, wird man gewiß allenfalls im deutlichen Volte einverstanden sein. Der deutsch-österreichische Bund verzerrt tiefer als in vorübergehenden Interessengemeinschaften oder gar in bloßen Stimmungen; er hat — von den Erwägungen politischer Weise ganz abgesehen, die zu seiner Begründung führten — eine uralt geschichtliche Grundlage, und diese kann trotz allen Schwankungen der politischen Entwicklung ohne größlichen Verlust gegen den eigenen Nutzen nicht ohne weiteres verschoben werden. Um so beachtlicher als Symptom scheint uns die Tatsache, daß in den Chors freudiger Begrüßungen auch eine recht grämliche Stimme sich mischte. Diese ließ sich in der Sonntagsnummer der Wiener „Neuen Freien Presse“ etwa dahin vernehmen, daß der vielgepriesene Dreibund den Völkern Österreichs nicht weniger Lust als Lust gebracht habe, und daß man sich daher in Deutschland hätten sollte, bei gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten der Donaumonarchie leichtherzig aufzufundigen, wie das in einigen — übrigens nicht minder bedeutungslosen — verantwortungslosen — Presseäußerungen aus Anlaß der Kawalladiszenz geschehen sei. Solchen Stimmungen gegenüber verlangt die „Neue Freie Presse“ für die Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie,

„daß ihnen gutgeschrieben werde, was ihnen gebührt; nämlich die unfehlbare Wahrheit, daß ein großes Stück der Geschäftsfälle, unter denen wir zu dulden hatten, nur die Sirene für unser Bündnisfreudigkeits. Das hat uns mehrere hundert Millionen kostet, und die österreichischen Werte wurden von wichtigen finanziellen Absatzmärkten ausgepeppt. Warum hätte damals sich gerade England über die Sünde des Dreibunds erzürnt: warum ist Frankreich in der jetzigen Krise beinahe noch schärfer als Russland? Der Deutschen hat in Petersburg und Moskau hat die bequemere Form der Angreife auf Österreich-Ungarn und Italien und Frankreich ahnt dieses Beispiel nach. Von allen unseren Verbündeten haben wir am meisten für die Erhaltung des Dreibunds gezahlt und gelitten und am spätesten von den Früchten des Segens genossen. Die Monarchie ist die äußere Mauer des Festungsbreits gewesen, und diese ist auch wirklich bei der Verteidigung besonders stark geschädigt worden.“

Es ist jedenfalls beindrucksvoll, daß ein Blatt wie die „Neue Freie Presse“, die nicht gewohnt ist, ihre Neuerungen durch augenblickliche Gefühlswallungen bestimmen zu lassen, und die zudem nach ihrer publizistischen Vergangenheit irgend einer Abneigung gegen das Bündnis mit dem Deutschen Reich unverdächtig ist, in einem Augenblick, wo sie die Aufmerksamkeit im Nachbarreich gewiß ist, solche Betrachtungen veröffentlicht. Zu dem unumstößlichen Distanz des zitierten Artikels hat nun Graf Julius Andrássy, der Präsident der neuen ungarischen Verfassungspartei, und der Sohn jenes Mannes, der mit dem Fürsten Bismarck die Grundzüge des deutsch-österreichischen Bündnisses fügte, den ernsthaftruhigen Böh geschrieben. In der gleichen Nummer des Wiener Blattes entwidelt er die Gründe, aus denen ein besseres Verhältnis zu Frankreich, Russland und England das nächsterstrebenswerte Ziel der österreichischen Politik sein müsse, da die

Zuerst durch Antwerpen selbst, die blühende flämische Stadt mit ihrer siebenschiffigen Kathedrale und ihrer Gemäldegalerie, in der man Meisterwerke von Rogier van der Weyden, Jan van Eyck, Hans Memling, Rembrandt, Terborch, Frans Hals, Rubens und von Dok bewundern kann. Von Antwerpen haben wir uns dieser ins Land gewagt nach Gent, um die Weltausstellung zu sehen, nach Brügge, um in seinen fulmen Strohern von der Vergangenheit zu träumen, nach Brüssel, um dort frisches, blühendes Leben uns umbringen zu lassen.

Dann aber hieß es zurück zum Schiff eilen. Es hatte inzwischen den Inhalt aller Schuppen ringsum eingeschlossen und zog nun wieder hinaus, die Schelde abwärts, quer über den Kanal nach Southampton.

Vor Portsmouth haben wir eine Division der englischen Kriegsschiffe paradiert und ein paar Flieger darüber in der Luft gauffeln wie Riesenschmetterlinge. An den lieblichen Gestaden der Insel Wight glitten wir vorüber und bekamen Lust, hier einmal einen Sommermonat zu verbringen. Und nach kurzem Halt auf der Reede von Southampton dampften wir den Solent hinab, an der ewig von der Brandung umbrausten Felsengruppe der Needles vorbei, dem Atlantischen Ozean zu.

Der trug uns nun den dritten Tag. Und obwohl wir durch die drahtlose Telegraphenstation, die der „Bülow“ an Bord hat, mit der Außenwelt in Verbindung standen und von den Wirren im Orient ebenso wie von den Kursbewegungen der Börse erfuhren, fühlten wir uns doch wie auf einer verzauberten Insel.

Die lieblichste aller Göttinnen des Olymp, die himmlische Faulheit, schwang ihren Stab über uns, und selbst der Rastloseste verfiel ihrem Zauber. Die mitgenommenen Stickerien entglitten den Händen der Frauen. Bücher, die man in Muße lesen wollte, wurden nach kurzer Zeit zugeschlagen. Allerdings spielte man eine der mannigfachen Varianten des sinnigen Shuffleboardspiels. Aber sonst erhob man sich aus seinem Liegestuhl nur, wenn ein Trompetensignal zur Mahlzeit in den Speisesaal lodierte. Es ist unglaublich, wie hungrig man wird, wenn man nichts tut, als sich von der frischen Meerluft streicheln zu lassen. Aber wenn die Mahlzeit zu Ende war, hatten wir nichts Essigeres zu tun, als unsere Stühle an Deck wieder aufzusuchen und die reizende Beschäftigung des Nichtstuns wieder aufzunehmen.

Wir liegen und träumen. Läßt gehen unsere Augen über die weite, von einem Geflecht von Schaum und Lichtfunknern überzogene Fläche des Atlantischen Ozeans.

Vom Promenadendeck an der Steuerbordseite hört helles Lachen zu uns herüber. Die reisere Jugend — von den siebzehnjährigen blonden Pforzheimerinnen aufwärts bis zum preußischen Artilleriehauptmann — spielt dort Shuffleboard und flirtet dazu. Oder vielmehr: sie flirtet und spielt Shuffleboard dazu. Shuffleboard mit allen Varianten. Flirt mit allen seinen Abstufungen. Und der junge Schiffsoffizier leitet beides. Er führt den sympathischen Namen Heidsieck. Und wenn einer der Herren ihm sagt, er fühle sich nicht ganz wohl, sagt er lächelnd: Ich verordne mich Ihnen. Es sieht ganz so aus, als

früheren Gegenseite speziell zwischen Rußland und Österreich durch das, was auf dem Balkan geschehen ist, ihren Sinn verloren hätten. Auch der Einführungsortitel der Redaktion nimmt auf den Ausgang der Balkan-Krisis Bezug und deutet an, dieser habe in Österreich ein wenig behagliches Gefühl zurückgelassen, das zwischen dem zägernden Versicht auf begrabene Hoffnungen und der grübelnden Vorhabe in eine ungewisse Zukunft hin und her irrt. In der Tat ist ja durch die Bildung einer Reihe autonomer und verhältnismäßig kräftiger Staaten auf dem Balkan der alte Hader mit Russland zum guten Teile gegenstandslos geworden. Die Neutralität beider großen Reiche in den Breiten zwischen dem Schwarzen Meer und der Adria hat letzten Endes zu einer Ausgleichung bei der geführt. Und es ist sehr verständlich, daß man in dem nun überall eingeeigneten Österreich mit diesem Abgleich sich schwerer absindet, als in dem russischen Weltreich, das seine Grenzen unabsehbar nach Osten dehnt. Die neuen Schranken, die für die österreichische Politik den Weg nach Südosten sperren, sind unerwünscht kräftig konstruiert.

Unter solchen Aspekten begreift es sich, daß man das diplomatische Feld von altem Unkraut zu reinigen beschlossen ist. Und dieser Wunsch scheint nun der Vater des zwar unausgesprochenen, aber doch im Hintergrunde solcher Erwägungen schlummernden Gedankens zu sein, daß der Dreibund eigentlich von den Völkern Österreichs allzu teuer bezahlt werde. Graf Andrássy führt aus: es hätten Deutschland und Italien durch ihren wirtschaftlichen Aufschwung und durch ihren kolonialen Betätigungsdrang den Halt der anderen Mächte auf sich gezogen — und der müsse nun Österreich ohne Verdienst mit ausbaden. Diese Auffassung ist gewiß in mancher Beziehung richtig, aber es fragt sich doch sehr, ob ohne das feste Zusammensein mit dem Deutschen Reich die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie größere Liebenswürdigkeit von jenen Seiten zu erwarten hätte. Mindestens wäre die Versuchung für Russland, innerhalb der schwarz-gelben Grenzähnlichkeit selbst auf der panislavistischen Seite zu spielen, in jolchem Falle recht groß, und von dieser Seite kommt nichts gewonnen. Auch dürfte die Ausschaltung der Reibungsflächen mit Italien als glückliche Folge der Dreibundspolitik nicht völlig außer Betracht bleiben. Es ist richtig, der italienische Zug nach Tripolis hat den drei Mächten im Mittelmeer keine Freunde erworben; aber hat er nicht auf der anderen Seite die Temperatur zwischen Italien und Österreich, zwischen denen doch so vielfache wirtschaftliche Nähe sich hin- und herüberschlägt, auf einen merklich höheren Grad gebracht? Ein offensbarer Irrtum ist es, wenn die österreichische Feder den Deutschen in Moskau und Petersburg für den österreichisch-russischen Gegensatz verantwortlich macht. Die argsten Handlungen der Deutschen sind höchstens und keineswegs aus Moskau und Petersburg geschehen, sondern von polnischen oder tschechischen Ursprungs gewesen. Zwischen Berlin und Petersburg hat — zumal seit den neunziger Jahren — wohl eine fühlere Atmosphäre geherrscht, als etwa vor 1878, aber doch zumeist eine ganz errötlische. Das englische Geschrei um Bosnien war wohl mehr ein gutes Mittel, die Augen der Türkei abzulenken von den Dingen, die kurz zuvor am Persischen Golfe

ob die eine oder andere der jungen Damen dies Rezept sich gern fürs ganze Leben verschreibt sieht. Aber der Doktor ist auf seiner Hut. Seinen Patientinnen verschreibt er — Baldriantröpfchen.

In unserer Nachbarschaft, in das Spiel der reisere Jugend bringt das Erscheinen des Deckstewards Abwechslung hinein. Es ist die Stunde, da er Bouillon und Sandwiches anbietet.

Man nippt die heiße, fröhliche Brühe und knabbert ein paar von den leckeren Bissen. Nicht als ob man Hunger hätte. Aber weiß's dazu gehört zu dem Idyll, das wir auf dieser schwimmenden Schlaraffenland führen. Seefahrt von heute ist etwas anderes als zur Zeit der alten Römer. Der gute Horaz meinte, der Mann müsse eichene Bohlen und dreisachen Erpanzer um die Brust gehabt haben, der zuerst ein Schiff aufs graue Meer setzte. Er würde umdichten, wenn er auf einen deutschen Reichspostdampfer gelegt würde. Angenehmer könne selbst der Genießer aus der angustischen Zeit sich sein Leben nicht herrichten.

Nach der kurzen Bouillonpause nimmt alles seine frühere Beichäfigung wieder auf. Die reisere Jugend feiert zu Mitti und Shuffield zurück und wir in unserer Liegestühle.

Wieder nehmen wir, wie schon vor weiß wie oft, die Bücher zur Hand, die wir auf dieser Seereise lesen wollten. Wieder schwitzen unsere Augen schon nach ein paar Minuten von den bedruckten Blättern ab ins Weite, auf die von einem Geflecht von Schaum und Lichtfunknern überzogenen Wässer des Atlantischen Ozeans und die silbernen Duschschleier, die den Hintergrund verhängen. Und ein paar Minuten später sind die Bücher neben uns zur Erde gefallen. Wir träumen mit offenem Auge. Träumen von den Schönheiten des vorliegenden Landes, das sich vor hinter dem Duschschleier blickt, von Eintra mit seinen Zinnen und Türen, dem Schloss der jetzt der treibenden Könige, von den blühenden Gärten und tierischen Villen, die die hohe, weiß umbrannte Felsenküste schmücken.

Aber das ist kein Traum, das jetzt aus dem Dasein die Linien der Küste dunkel hervortreten und allmählich klarer sich zeigen. Brausend geht der „Bülow“ durch die blauen Wässer, näher sich mehr und mehr dem Festland, das sich südwärts immer höher und trohiger aus den Dünen hebt.

„Wir passieren jetzt Kap Vincent,“ sagt der dritte Offizier, der sich im dienstlichen Eilschritt an uns vorüber auf die Kommandobrücke begibt.

Das röhrt uns doch aus unseren Liegestühlen auf. An die Reiseleitung gelehnt genießen wir das Schauspiel, das sich uns darbietet. Hoch ragt im Hintergrund der breite Rücken der Sierra Morena auf. Ihre Ausläufer stürzen in fühlrem Steilabfall jäh zum Meer, das durch keine vorgelagerten Dünen gehemmt, sie Tag vor Tag ungehindert anprangt und während in ihre Felsenrippen heißt. Kahl und rot sind diese Wände. Nichts Grünes findet an ihnen Raum. Nur auf ihrer Höhe ragen blühende Agaven phantastisch in die blaue Luft.

Da führt der Bogen springt die Küste vor. Eine Felsenwand schiebt sich in die Fluten hinaus, von ihnen zerstört und angefressen. Auf der Spitze der gewaltigen Felsenmasse ragt aus einer niedrigen Häuser-